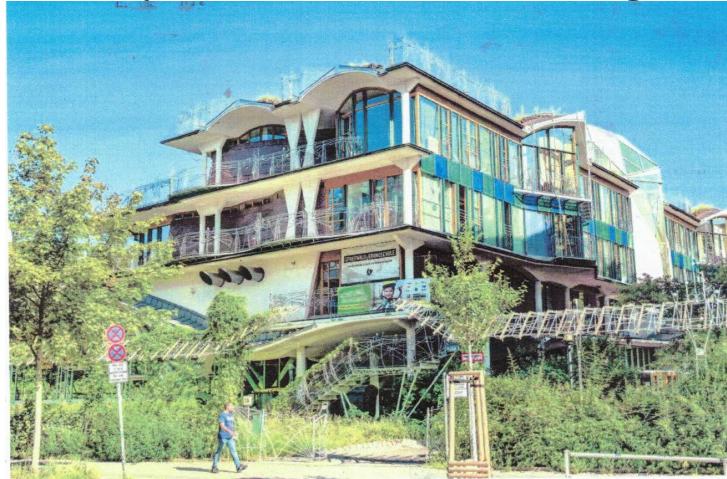




20250716 *Tagesspiegel*, Christian Schröder und Bruno Caremi Tiny Houses sind keine Lösung!



Ein Gebäude, erdacht von Architekt Hinrich Baller: die Spreewald-Grundschule am Winterfeldtplatz in Schöneberg. Foto: Imago/Schoening

Die Bauten von Inken und Hinrich Baller prägen Berlin. Die Architektin schaut kritisch auf die heutige Stadtplanung: zu wenig sozialer Wohnungsbau und Fantasie.

Frau Baller, 1962 zogen Sie nach West-Berlin, um Architektur zu studieren. In was für eine Stadt kamen Sie? Der Mauerbau lag noch nicht lange zurück. Mich hat erschreckt, wie viele Kriegsspuren noch zu sehen waren. Die westdeutschen Städte waren mit dem Wiederaufbau schon weiter, da gab es kaum noch Ruinen und Stadtbrachen. Aber ich spürte, welches Potenzial diese Stadt hatte.

Herrschte an der Technischen Universität Aufbruchstimmung? Nein. Nach dem Mauerbau herrschte große Sorge, ob überhaupt noch Studierende kommen würden. Deshalb wurde der Numerus clausus aufgehoben. Jeder mit Abitur konnte in Berlin studieren. So hatte der Architektur-Studiengang 300 Anfängerinnen und Anfänger. Vorher waren es 100. Das war eine große Herausforderung für die TU.

Sie bezeichnen sich als 68erin. Die TU war ein Zentrum des Aufruhrs. Wogegen richtete sich die Revolte bei den Architekten? Gegen die traditionelle, sehr konservative Form der Ausbildung. Sie war vom Berufsbild des „Künstlerarchitekten“ geprägt, mit Entwurfsaufgaben ohne jeglichen Kontext. Ausgeblendet wurden soziologische, politische und ökonomische Themen, es gab keine fächerübergreifenden Projekte. Gleichzeitig transformierte sich die Stadt. Ab Mitte der 1960er wurden ganze Stadtteile zu Sanierungsgebieten erklärt. Das bedeutete, dass sie entmietet, abgerissen und durch Neubauten ersetzt werden sollten. Sanierung war nicht Stadtreparatur, sondern -zerstörung.

Ein Kahlschlag? Die Bewohner wurden umgesetzt, es entstanden neue Siedlungen am Stadtrand wie das Falkenhagener Feld, das Märkische Viertel und die Gropiusstadt. Sie waren zum großen Teil schlecht erschlossen. Das Märkische Viertel kann bis heute nicht gut vom öffentlichen Verkehr erreicht werden. In Kreuzberg gab es ab 1965 Proteste von Bewohnern. Wir Studierenden schlossen uns an, und es gab den ersten großen öffentlichen Protest gegen diese Politik mit der sogenannten Aktion 507. Im Rahmen der Berliner Bauwochen sollten junge Architekten ihre Werke ausstellen. Daraufhin trafen sich 120 junge Architekt:innen, Studierende und Assistent:innen im Raum 507 des Architekturgebäudes und beschlossen, sich stattdessen kritisch mit der Berliner Baupolitik auseinanderzusetzen. So entstand die Ausstellung „Diagnose – Zum Bauen in West-Berlin“, die im September 1968 mit großer Resonanz stattfand. **Schon 1967 gründeten Sie mit Ihrem Partner Hinrich Baller ein Architekturbüro. War das mutig?** Es war anfangs kein richtiges Büro. Wir arbeiteten in unserer Wohnung am Kurfürstendamm. Man brauchte damals nicht viel mehr als einen Küchentisch. Die technische Ausstattung bestand aus Reißschiene, Schablonen wie Kurvenlinealen und Rapidographen für feine Tuschelinien.



FORUM STADTBILD BERLIN



20250716 2. Seite: *Tiny Houses sind keine Lösung!*

Sie und Ihr damaliger Ehemann haben in den 1970ern und 1980ern in West-Berlin rund dreißig Bauten realisiert. Sie sind bis heute an der Gestaltung zu erkennen. War Ihnen die auffällige Handschrift wichtig? Nein. Wir 68er hatten angefangen, anders über Entwürfe, Architektur und Bauen nachzudenken. Viele von uns sagten, wir müssen erst die Gesellschaft verändern. Sie begannen den langen Weg durch die Institutionen, gingen in Verwaltungen oder Parteien. Andere Architekten, darunter mein Mann und ich, wollten trotzdem bauen. Aber anders.

Wie denn? Viele unserer Häuser entstanden im sozialen Wohnungsbau. Wir wollten zeigen, dass Wohnhäuser zu vergleichbaren Kosten anders aussehen können als die üblichen uniformen Schachteln.

Was sind die wichtigsten Prinzipien Ihrer Architektur? Im Innenraum der Häuser gibt es fließende Räume. Angeregt wurden wir durch die Berliner Altbauten. Ich lebe im Erdgeschoss eines Kreuzberger Wohnhauses, das um 1900 gebaut wurde. Meine Wohnung ist 80 Quadratmeter groß und vom Platz, auf dem ich bei diesem Interview sitze, kann ich 13 Meter weit schauen, ohne dass mein Blick auf eine Wand stößt. Es gibt Licht und Transparenz. In den oberen Geschossen des Hauses sieht jede Wohnung anders aus, jede ist flexibel, weil nur die Außenwände tragende Wände sind.

Was ist Ihnen noch wichtig? Eine enge Verbindung von Innen und Außen, wie man sie an unseren Balkonen sehen kann. Sie ermöglichen eine Interaktion zwischen dem Privatraum und öffentlichem Raum. Um im Kostenrahmen des sozialen Wohnungsbaus zu bleiben, haben wir nach Sparmöglichkeiten gesucht und fanden heraus, dass der Skelettbau kostensparend ist. Die tragenden Wände sind in unseren Häusern die Wohnungstrenn- und Treppenhauswände, darüber hinaus gibt es Stützen. Damit sind große Bautiefen möglich, die nach außen geöffnet und verglast werden. Insgesamt kann damit der Außenwandanteil reduziert werden, der besonders teuer ist.

Ihre Häuser wirken wie Blüten, die sich zur Sonne öffnen. Sehen Sie sich in der Tradition der organischen Architektur von Hans Poelzig oder Hans Scharoun? Natürlich, aber man kann noch weiter zurückgehen, zu Antoni Gaudí oder Alvar Aalto. Unsere Gebäude lassen sich in keine Schublade stecken. Die Einflüsse sind vielfältig.

Schon an der TU begegneten Ihnen Ihre später berühmten Antagonisten Josef Paul Kleihues und Oswald Matthias Ungers. Ungers baute im Märkischen Viertel 1.300 Wohnungen von etwa 17.000. Was gefällt Ihnen nicht daran? Die Wohnbauten von Ungers sind sehr schematisch durch funktionale Türme als konstruktive Einheiten konzipiert: Wohntürme, Schlaftürme, Küchentürme. Dadurch werden die räumlichen Möglichkeiten sehr eingeschränkt, es kommt in den Wohnungen zu nicht richtig nutzbaren Flächen. Selbst große Wohnungen bieten für Kinder nur halbe Zimmer von etwa sieben Quadratmetern an. Sie lassen den Bewohnern wenig Möglichkeiten, sie weiterzuentwickeln. Für uns war wichtig, dass die Menschen sich ihr eigenes Wohnumfeld erschaffen.

Kleihues leitete die Internationale Bauausstellung (IBA) von 1984 bis 87 in West-Berlin. Sie haben nicht teilgenommen, oder? Doch. Die IBA war zweigeteilt, eine für Neubauten um die Friedrichstraße herum und in Tegel, geleitet von Kleihues. Und eine für Altbauten in Kreuzberg, für die Gustav Hämer zuständig war. Dazu gehörten auch unsere Wohnhäuser am Fraenkel-Ufer in Kreuzberg. Darüber hinaus waren wir eingebunden in die Blockentwicklung. Ursprünglich sollte der Block abgerissen werden. Nach vielen Teileabrisse wurden die Abbrucharbeiten vom Bezirk und der IBA gestoppt. Die so geretteten leerstehenden Häuser wurden von jungen Leuten besetzt. Wir kamen mit ihnen ins Gespräch, etwa um zu verhindern, dass sie tragende Wände herausrissen. Es waren keine Chaoten, wie der Berliner Senat behauptete, der viele dieser Häuser räumen ließ. Zum größten Teil handelte es sich um junge Leute, die ihre Träume von einem anderen Leben verwirklichen wollten. Leider gab es noch keine Handykameras, sonst hätte man das, was in den besetzten Häusern entstand, viel besser dokumentieren können.

In Berlin fehlen derzeit 100.000 bis 135.000 Wohnungen. Was könnte helfen? Ich bezweifle, dass so viele Wohnungen fehlen. Viele stehen leer oder werden zu wenig genutzt, nur als Zweitwohnungen. Freunde von mir leben in viel zu großen Altbauwohnungen und würden gerne in eine kleinere umziehen. Aber diese wäre teurer als ihre jetzige.

Warum gibt es in Deutschland zu wenig bezahlbaren Wohnraum? Weil wir uns eine ziemlich absurde Förderung des sozialen Wohnungsbaus leisten. Gefördert wird er nur für 25 oder 30 Jahre und danach in den Privatsektor zurückbefördert. Dabei landet sehr viel bei Investoren. In Berlin kommt hinzu, dass 2004 rund 110.000 Wohnungen der ehemals gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften von der öffentlichen Hand verkauft wurden.



FORUM STADTBILD BERLIN



20250716 3. Seite: *Tiny Houses sind keine Lösung!*

Der Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit hatte angekündigt: „Wir werden sparen, bis es quietscht“. Dieses Quietschen müssen wir bis heute aushalten. Direkt nach der Wende glaubte man, die Einwohnerschaft von Berlin würde enorm wachsen. Aber sie schrumpfte erst einmal, und dann wurde zu spät gemerkt, dass sie wieder wächst. Leider sind wir nun in einer Situation, in der wir bezahlbaren Wohnungsbau gar nicht realisieren können. Die Grundstückspreise sind gigantisch gestiegen, der Senat hat zu viele landeseigene Grundstücke zu früh verscherbelt.

Könnten Tiny Houses die Lage verbessern? Tiny Houses sind ein Problem, keine Lösung. Sie haben große Außenwandflächen, was teuer ist, brauchen ein Bad und eine Küche. Tiny Houses sind pro Quadratmeter das Teuerste, was man sich vorstellen kann. Und sie sind in der Nutzung total unflexibel. Langfristig kann man mit ihnen nichts positiv verändern.

Was halten Sie von der Idee, den Rand des Tempelhofer Felds zu bebauen? Ich bin eine eifrige Nutzerin des Tempelhofer Felds. Es ist einmalig, dass man diese große weite Fläche hat und mitten in der Stadt einen Horizont sieht. In Berlin gibt es so viele andere Möglichkeiten, wo man noch bauen könnte.

Der Architekt Arno Brandlhuber hat vorgeschlagen, das Flughafengebäude mit einem Gebäu deriegel zu überbauen. Gute Idee? Auf jeden Fall einleuchtend. Das Flughafengebäude gehört zu den größten Häusern der Welt und ist völlig unternutzt.

oße Parkplatzflächen in der Innenstadt, die bei den aktuellen Bodenpreisen ohnehin ein finanzieller Wahnsinn sind.

Sie haben schon früh ökEs gibt zwei Modelle, um Wohnungsnot zu bekämpfen: Verdichtung oder Zersiedelung. Die SPD will Großsiedlungen in Stadtzentren bauen, die CDU Einfamilienhäuser am Stadtrand. Was ist besser? Klüger ist die Verdichtung innerhalb der Stadt selbst. Weil wir hier schon eine Infrastruktur haben. Für neue Siedlungen oder Einfamilienhäusern in der Peripherie muss sie gebaut werden. Angefangen von Elektrokabeln und Wasserversorgung bis zu Straßen und öffentlichem Nahverkehr. Eine stärkere Eigentumsförderung ist ein guter Ansatz. Aber dafür gibt es auch andere Modelle. Es muss nicht unbedingt ein Einzelhaus mit Garten sein. Wenn man älter wird, wird dieser Traum schnell zur Last. Ältere Menschen am Stadtrand, die nicht mehr Auto fahren können, kommen oft nicht mehr zum Supermarkt.

Wo sollte gebaut werden? Es gibt viele Ecken, wo man noch verdichten könnte. Selbst bei bestehenden Großsiedlungen. Möglichst so, dass dabei auch schönere öffentliche Räume entstehen, bessere funktionale Mischungen. In Berlin sehe ich überall Grundstücke, wo man bauen könnte. Erdgeschossige Aldi- oder Edeka-Läden ließen sich schnell und günstig mit Wohnraum aufstocken. Oder **grologische Aspekte in Ihre Arbeit integriert. Welchen Anteil hat Architektur an der Klimakrise?** Wir Architekten sind mitverantwortlich. Bauen schadet per se dem Klima. Aber deshalb gar nicht mehr zu bauen, wäre falsch. Ich bin eine große Verfechterin des Weiterbauens und Umbauens. Bis zur industriellen Revolution war das üblich, schon wegen des Mangels an Material. Alles, was noch verwertbar war, wurde weiterverwendet.

Heute stammt weltweit rund ein Fünftel des Abfalls aus Abbrüchen. Diesen Ausschuss können wir uns nicht länger leisten. Neulich war ich in Görlitz. Dort sind in der Innenstadt die Keller noch gotisch. 1525 gab es einen Stadtbrand. Danach wurden die Häuser mit vielen alten Bauteilen wiederaufgebaut, bekamen Renaissance-Fassaden. Später kam Barock in Mode, da hat man entsprechende Gewölbe aus Draht und Stuck unter die Renaissance-Decken gesetzt. Heute werden Häuser oft nur für die nächsten dreißig oder vierzig Jahre gebaut. Danach werden sie abgerissen und der Schutt landet auf dem Müll.

Was können wir daraus für die Gegenwart lernen? Dass wir mit Materialien vorsichtig umgehen müssen. Und ich glaube auch nicht, dass wir mit Holzbau unsere Welt retten können. So viel Holz haben wir nicht. Besonders abstrus sind Hochhäuser aus Holz. Da muss man sehr viel Stahlbeton oder Stahl hineinstecken, um die Standfestigkeit und den Brandschutz zu gewährleisten.

Am Anhalter Bahnhof planen Mad Arkitekter aus Oslo das höchste deutsche Holzhaus. 9 Stockwerke, knapp 100 Meter hoch. Ist das buchstäblich Größenwahn? Das ist die Folge eines Hypes, bei dem Architekten, Investoren und Politiker von ihren Egos dazu getrieben werden, alle anderen zu überragen. Man kann es auch Greenwashing nennen. Hochhäuser aus Holz sind nur scheinbar umweltfreundlich.

Woran erkennen Sie ein gutes Gebäude? Daran, dass die Leute, die darin wohnen, es mögen.